General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Große Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Bölbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218 Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstraße 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Eigenes Redaktions-Bureau in Berlin W. 62, Wichmannstraße 16

Der General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen erscheint täglich nachmittags (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) und kostet bei freier Zustellung in Halle a. S. und in den Orten der Umgebung mit Filialen monatlich 60 Pfg., mit den wöchentlich einmal erscheinenden „Halleschen Humoristischen Blättern" 70 Pfg., mit der Wochenbeilage „Die Welt im Bild" 75 Pfg., mit beiden Beilagen 85 Pfg. Im Postabonnement kostet die Ausgabe A (ohne Sonder-Beilagen) Mk. 2.10 vierteljährlich, Mk. 1.40 für 2 Monate, Mk. 0.70 für einen Monat; Ausgabe B (mit „Humoristische Blätter") Mk. 2.40, bezw. Mk. 1.60, bezw. Mk. 0.80; Ausgabe C (mit „Die Welt im Bild") Mk. 2,55, bezw. Mk. 1,70, bezw. Mk. 0,85; — Ausgabe D (mit „Humor. Blätter" und „Die Welt im Bild") Mk. 2,85, bezw. Mk. 1,90, bezw. Mk. 0,95. — Zustellung durch den Briefträger monatlich 14 Pfg. extra. — Anzeigenpreis: die einspaltige 38 mm breite Kolonelzeile 30 Pfg., die 78 mm breite Reklamezeile Mk. 1.00. Bei Platzvorschriften tritt tarifmäßige Erhöhung ein, doch wird für die Erfüllung von Platzvorschriften keine Gewähr übernommen. Rabatt gilt als Skonto für Barregulierung sofort nach erteilter Rechnung. Erfolgt nach erster Mahnung nicht sofort Zahlung, so gerät der bewilligte Rabatt in Verfall. Rabattsätze nach feststehendem Tarif. Erfüllungsort: Halle an der Saale. Offerte und Probenummer kostenfrei.

Nummer 302a — Halle a. S., Sonntag, den 27. Dezember 1914 — 26. Jahrgang

Der Luftkrieg über der Nordsee.

Deutsche Flieger über Dover und der Themsemündung. — Ein englischer Fliegerangriff auf die deutsche Küste.

W. T. B. Berlin, 26. Dezember. Am 25. Dezember vormittags machten leichte englische Streitkräfte einen Vorstoß in die Deutsche Bucht. Von ihnen mitgeführte Wasserflugzeuge gingen gegen unsere Flußmündungen vor und warfen gegen die vor Anker liegenden Schiffe und einen in der Nähe von Cuxhaven befindlichen Gasbehälter Bomben ab, ohne zu treffen und Schaden anzurichten. Unter Feuer genommen, zogen sich die Flugzeuge in westlicher Richtung zurück. Unsere Luftschiffe und Flugzeuge klärten gegen die englischen Streitkräfte auf. Hierbei erzielten sie durch Bombenwürfe auf 2 englischen Zerstörern und einem Begleitdampfer Treffer. Auf letzterem wurde Brandwirkung beobachtet. Aufkommendes nebliges Wetter verhinderte sonstige Kämpfe.

Der Stellvertreter des Chefs des Admiralstabes. gez. Behnke.

Amsterdam, 26. Dezember. Aus London meldet Reuters Bureau: Freitag mittag 12½ Uhr wurden die Bewohner von Southend an der Themsemündung in furchtbaren Schrecken durch sehr heftiges Gewehrfeuer versetzt. Sie glaubten, ein deutsches Geschwader sei in der Themse erschienen und beschösse die Stadt. Tausende stürzten an den Strand, wo sich ergab, daß deutsche Flieger Bomben geworfen hatten. Englische Flugzeuge aus Sherneß versuchten, den beiden deutschen Fliegern den Rückzug abzuschneiden, diese entkamen jedoch im Nebel. Wo und ob die Bomben Schaden verursacht haben, wird von Reuter nicht gemeldet. (L. A.)

London, 26. Dezember. Ein deutsches Flugzeug kreuzte am Donnerstag mittag über Dover und warf eine Bombe ab, die in einen Garten fiel und explodierte, aber keinen Schaden anrichtete. Das Flugzeug wurde nur einige Sekunden lang gesehen, da es sofort wieder aufs Meer flog. (L. A.)

Langeoog, 26. Dezember. Am 1. Weihnachtsfeiertag erschienen über dem Dorfe der ungeschützten Nordseeinsel während des Nachmittag-Gotesdienstes vier englische Flieger, die 2 Bomben abwarfen und wahrscheinlich auch Schüsse abgaben, ohne Schaden anzurichten. Die Bevölkerung bewahrte ihre Ruhe. (L. A.)

Zu dem

Mißlingen des englischen Vorstoßes zur See

am 1. Feiertag schreibt das „B. T.": Der Zweck, der hiermit verfolgt wurde, ist nicht ersichtlich. Sollte nur festgestellt werden, wo die deutschen Schiffe sich befinden, ob sie sich etwa zu einem neuen Angriffsmanöver bereit machen, so hätte das Aufgebot einiger Flugapparate genügt. Das Abwerfen von Bomben seitens der feindlichen Flieger hat erfreulicherweise keinen Erfolg gehabt, und ihre Beschießung durch deutsche Geschütze zeigt, daß die festliche Weihnachtsstimmung der aufmerksamen Wachsamkeit unserer Küstenverteidigung keinen Abbruch tat. Wahrscheinlich hatten die Engländer etwas anderes erwartet.

Die Kämpfe in Oberelsaß.

Basel, 26. Dezember. Der Kampf um Steinbach (Oberelsaß), das wieder in die Hände der Deutschen fiel, war hartnäckig. Die Franzosen räumten nur nach verzweifelter Gegenwehr das nordöstlich Sennheim gelegene strategisch wichtige Dorf. Ihre Verluste sind sehr groß. Steinbach und das benachbarte Wattweiler sind von der Bevölkerung jetzt vollständig geräumt und in Verteidigungszustand gesetzt worden, da die Franzosen einen neuen Angriff auf die Ortschaften planen. (V. Z.)

Frankreich opfert die 17jährigen.

Paris, 25. Dezember. Aus der Besorgnis heraus, daß die Ausmusterung der Jahresklasse 1916 ungenügende Reserven ergeben wird, wird bereits jetzt, noch vor der erfolgten Aushebung dieses Jahrganges in den angesehensten Blättern lebhaft Stimmung gemacht für Einberufung des Jahrgangs 1917. Besonders vertritt der bekannte Militärschriftsteller General Cherfils im „Echo de Paris" diese Idee. Der General gibt zu, daß die Aushebung der 17jährigen neue ungeheure Opfer vom Volk verlange und eine große Gefahr für die Zukunft des Landes darstellen würde, erklärt jedoch: die zwingendste Notwendigkeit für Frankreich ist es, zunächst weiter zu leben. Es ist eine heilige Pflicht, dem Leben Frankreichs auch die 17jährigen zu opfern, wenn es sein muß. (D. T.)

Schwere Verluste der Engländer.

Rotterdam, 26. Dezember. Hierher wird über die englischen Verluste berichtet, daß die englischen Verlustlisten bis jetzt die Namen von 3694 Offizieren und 39 675 Mannschaften enthalten. An Toten, Verwundeten und Vermißten verlor die Infanterie 2937 Offiziere und 35 255 Mann, die Kavallerie 281 Offiziere und 1724 Mann, die Artillerie und das Geniekorps 248 Offiziere und 1878 Mann bzw. 74 Offiziere und 376 Mann, die übrigen Waffengattungen 152 Offiziere und 422 Mann.

Amsterdam, 26. Dezember. Reuters Spezialdienst meldet aus London über Boulogne: Die Armeen der Verbündeten in Frankreich feiern das Weihnachtsfest mit dem Bajonett auf dem Gewehr, aber während die Weihnachtsglocken läuten, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß der Krieg noch schwere Opfer von uns fordert. Jede Nacht kommen Züge voller Verwundeter, und die Hospitäler, in denen vor einigen Tagen noch viele Reihen von Betten leer standen, sind überfüllt. Die Hochländer, namentlich das schottische Regiment, sind **schwer mitgenommen worden, besonders in den Kämpfen am 22. Dezember, bei dem eine sehr große Anzahl verwundet wurde. Es sind meistens Bajonett**wunden, die darauf hindeuten, daß Mann gegen Mann gekämpft wurde. Mit ihnen wurde auch eine Anzahl deutscher Verwundeter eingeliefert. Alle Verwundungen sind schwerer Natur. (V. Z.)

Die Berichte des deutschen Generalstabes.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 26. Dezember, vorm. Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Nieuport sind in der Nacht vom 24. zum 25. Dezmber Angriffe der Franzosen und Engländer abgewiesen.

Der Erfolg der Kämpfe bei Festubert mit Indern und Engländern läßt sich erst heute übersehen. 19 Offiziere und 819 Farbige und Engländer wurden gefangen genommen, 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer, Scheinwerfer und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Auf dem Kampffelde ließ der Feind über 3000 Tote. Eine von den Engländern zur Bestattung der Toten erbetene Waffenruhe wurde bewilligt. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

Bei kleineren Gefechten in Gegend Lihons, südöstlich Amiens und Tracy-le-Val, nordöstlich Compiegne, machten wir gegen 200 Gefangene.

In den Vogesen südlich Diedolshausen und im Oberelsaß westlich Sennheim sowie südwestlich Altkirch kam es gestern zu kleineren Gefechten. Die Lage blieb dort unverändert.

Am 20. Dezember nachmittags warf ein französischer Flieger auf das Dorf Inor neun Bomben, obgleich dort nur Lazarette sich befinden, die auch für Fliegerbeobachtung ganz deutlich kenntlich gemacht sind. Nennenswerter Schaden wurde nicht angerichtet.

Zur Antwort auf diese Tat und auf das neuerliche Bombenwerfen auf die offene außerhalb des Operationsgebiets liegende Stadt Freiburg wurden heute morgen einige in der Position de Nancy liegende Orte von uns mit Bomben mittleren Kalibers belegt.

Oestlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe auf die Stellungen bei Lötzen wurden abgeschlagen. 1000 Gefangene blieben in unserer Hand.

In Nordpolen nördlich der Weichsel blieb die Lage unverändert. Südlich der Weichsel schritten unsere Angriffe am Bzura-Abschnitt fort. Auf dem rechten Pilicaufer südöstlich Tomaszow war unsere Offensive von Erfolg begleitet. Weiter südlich ist die Lage unverändert.

Oberste Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 25. Dezember, vorm. In Flandern herrschte gestern im allgemeinen Ruhe. Oestlich Festubert wurde den Engländern anschließend an die am 20. Dezember eroberte Stellung ein weiteres Stück ihrer Befestigungen entrissen.

Bei Chivy nordöstlich Vailly hoben unsere Truppen eine feindliche Kompagnie aus, die sich vor unseren Stellungen eingenistet hatte. 172 Franzosen wurden hierbei gefangen genommen. Bei dem Versuch, die Stellung uns wieder zu entreißen, hatte der Feind starke Verluste.

Französische Angriffe bei Souain und Perthes sowie kleinere Vorstöße nordwestlich Verdun und westlich Apremont wurden abgewiesen.

Im Osten blieb gestern die Lage unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Die Berichte des österreichischen Generalstabes.

Wien, 26. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Gestern nahmen unsere Truppen nach viertägigen heldenmütigen Kämpfen den Uzsoker Paß. In Galizien führten die Russen ihre vor einigen Tagen begonnene Offensive mit starken Kräften fort und gelangten wieder in den Besitz der Becken von Krosno und Jaslo. Die Lage am unteren Dunajec und an der Nida ist unverändert. Südlich Tomaszow gewann unser Angriff ostwärts Raum.

Auf dem Balkankriegsschauplatz herrscht seit zehn Tagen Ruhe. Nur an der Save und Drina kommt es zuweilen zu unbedeutenden Plänkeleien. Die Festung Bileca wies am 24. Dezember einen schwachen Angriff der Montenegriner ab.

Der Stellvertreter des Chef des Generalstabes: von Hoefer, Fedmarschalleutnant.

(W. T. B.) Wien, 25. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Wien, 25. Dezember, mittags: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze wurde gestern an einem großen Teile der Front weitergekämpft. Unsere Kräfte im Nagy-Ag- und Latorczt-Gebiete wiesen mehrere Angriffe unter schweren Verlusten des Feindes ab. Nächst des Uzsoker Passes nahmen wir die Grenzhöhen. In Galizien wurde der Gegner weiter gegen Lisko zurückgedrängt. Zwischen Wislok und Biala hingegen setzte er seine Angriffe den ganzen Tag und mit besonderer Intensität am Weihnachtsabend und in der Heiligen Nacht fort. Am Dunajec und an unserer unveränderten Front in Russisch-Polen fanden teils Artilleriekämpfe statt, teils herrschte Ruhe. Auf dem Balkankriegsschauplatz hat sich nichts ereignet.

Im Norden wie im Süden gedenken unsere braven Truppen dankbar der Heimat, die so reiche Weihnachtsgaben sandte. Daß sich auch die Fürsorge des Deutschen Reiches an diesem Werke mit großen Spenden beteiligte, wurde als neuer Beweis der innigen Zusammengehörigkeit der verbündeten Heere warm empfunden.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Uebersiedelung der Warschauer Behörden.

Kopenhagen, 27. Dezember. Uebereinstimmenden Petersburger Meldungen zufolge haben infolge des bedrohlichen Vorrückens der deutschen und österreichischen Armeen auf Warschau die Gouvernements- und übrigen politischen Behörden Warschau verlassen und sind unter Mitnahme amtlicher Akten und Gelder nach Wilna übergesiedelt. (D. T.)

Rom, 25. Dezember. Aus Warschau wird gemeldet: Tag und Nacht hört man die Litaneien der zur Madonna betenden Bevölkerung. Die Bevölkerung zöge es vor, daß die Deutschen endlich kommen möchten, um die ewige Nervosität zu beendigen. (B. T.)

Französisch-englische Niederlage in Kamerun.

London, 26. Dezember. Nach hier vorliegenden amtlichen Meldungen aus Kamerun haben französische Detachements eine schwere Niederlage durch deutsche Truppen erlitten. Die Franzosen wurden von den Deutschen plötzlich überfallen und mußten schleunigst sich zurückziehen, nachdem sie drei Offiziere und 44 Mann verloren hatten. Ebenso erlitten die Engländer am 5. Dezember eine Schlappe bei dem Dorfe Laum, dreißig Kilometer von Mujuka. Sie verloren einen Offizier und 20 Mann. Infolge des deutschen unverhofften Widerstandes ist der Invasionsplan insofern abgeändert worden, als die englischen Streitkräfte jetzt von Banoveri aus an der Eisenbahnlinie nordwärts marschieren. (B. T.)

Ein französischer Kreuzer vor Jaffa gesunken?

Konstantinopel, 27. Dezember. Die Araber-Zeitung „El Raih el Am" berichtet: Ein italienischer Dampfer, der von Port Said gekommen sei, habe 20 Kilometer von Jaffa im Sturm einen sinkenden Kreuzer gesehen. Der Kreuzer sei später verschwunden und wahrscheinlich völlig gesunken. Für die Rettung der Besatzung haben wegen des herrschenden Sturmes nichts geschehen können. Nach dem gleichen Blatt berichten Briefe aus Haifa, daß dort zahlreiche Mützen französischer Kriegsmatrosen mit dem Aufdruck „Admiral Scharner" angeschwemmt worden seien. (B. T.)

Araberaufstand in Alexandria.

Rom, 26. Dezember. „Vita" veröffentlicht einen Brief aus Alexandrien, wonach die englischen Behörden in Aegypten förmlich kopflos arbeiten. In Aegypten sei jetzt eine große Anzahl portugiesischer Offiziere eingetroffen, aber das schlimme sei, daß sie sich mit den farbigen Truppen, die sie kommandieren sollen, nicht verständigen können. Im Araberquartier von Alexandria kam es neulich zu ernsten Tumulten, wobei 85 Araber erschossen wurden. Zur Bewältigung des Aufstandes mußten 3000 englische und indische Truppen mit zahlreichen Maschinengewehren aufgeboten werden. Die Zahl der Verwundeten in den Spitälern wächst beständig, aber, um die Araber zu täuschen, verbreiten die Engländer, es seien Soldaten, die in Europa verwundet wurden und zur Genesung nach Aegypten kämen. Der Brief schließt: Ueberall, wo die englischen Truppen mit der türkischen Vorhut zusammengeraten, fliehen die Engländer beständig. (B. T.)

(W. T. B.) **Konstantinopel,** 26. Dezember. Arabische Blätter veröffentlichen folgenden vom Kommandanten der gegen Aegypten bestimmten syrischen Armee erlassenen Armeebefehl, in dem es heißt:

Krieger! Hinter Euch befindet sich die ungeheure Wüste, vor Euch der Feind, hinter ihm das reiche Land Aegypten, das ungeduldig auf unsere Ankunft harrt. Wenn Ihr zurückweicht, wird der Tod das Ende sein. Vor Euch liegt das Paradies!

Sozialdemokratische Friedenskonferenz in Kopenhagen.

(W. T. B.) Kopenhagen, 26. Dezember. Eine von Sozialdemokraten verschiedener Länder nach Kopenhagen einberufene internationale Friedenskonferenz ist auf den 17. und 18. Januar 1915 festgesetzt worden. Presse und Publikum sind von den Verhandlungen ausgeschlossen. Im Anschluß an die Versammlung wird eine große öffentliche Demonstrationsversammlung für den Frieden abgehalten werden.

Eine Zusammenkunft der Herrscher der neutralen Mittelmeerstaaten?

Kopenhagen, 25. Dezember. „Politiken" gibt eine Meldung des „Gaulois" aus Rom wieder, wonach der König von Italien nach dem Vorbild der skandinavischen Königszusammenkunft versuchen will, eine Konferenz zwischen den Souveränen der neutralen Balkanstaaten zusammenzurufen. Die Absicht dieser Zusammenkunft wäre, eine Art Entente zwischen den neutralen Staaten mit dem Ziele zu schaffen, ihre Neutralität zu bewahren und zu kräftigen. (Voss. Ztg.)

Der Dank der 36er.

Von dem Regiments-Kommando des Füsilier-Regiments Generalfeldmarschall Graf Blumenthal (Magdeburgisches) Nr. 36 ist uns aus B . . . . . folgende Danksagung für die Liebesgabensendungen zugegangen:

Beim Regiment sind für das bevorstehende Weihnachtsfest von so vielen Seiten Liebesgaben eingegangen, daß es unmöglich ist, jedem einzelnen der gütigen Spender besonders zu danken.

Das Regiment bittet daher, allen denen, die sich in liebevoller Weise daran beteiligt haben, auf diesem Wege seinen herzlichen Dank sagen zu dürfen.

Große Freude herrschte über die reichhaltige Auswahl an schönen Gaben, die als liebe Weihnachtsgrüße aus der fernen Heimat von allen Angehörigen des Regiments freudigst entgegengenommen wurden.

Allen Spendern herzliche Weihnachts- und Neujahrsgrüße aus dem fernen Westen.

Bohrisch, Major und Regiments-Kommandeur.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191412271/fragment/page=0001

Gegen die falschen Behauptungen Vivianis.

(Ein Rundschreiben des Reichskanzlers.)

Der Reichskanzler hat an die Kaiserlichen Botschafter und Gesandten einen Runderlaß gerichtet, der im wesentlichen folgendes besagt:

Großes Hauptquartier, den 24. Dezember 1914.

„In der Rede, die Ministerpräsident Viviani in der französischen Kammer gehalten hat, befindet sich der Passus, daß Frankreich und Rußland am 31. Juli dem englischen Vorschlag beigestimmt hätten, die militärischen Vorbereitungen einzustellen und in Verhandlungen in London einzutreten. Hätte Deutschland zugestimmt, so hätte der Friede noch in dieser letzten Stunde erhalten werden können.

Da ich diese im französischen Parlament ausgesprochene falsche Behauptung gegenwärtig von der Tribüne des deutschen Reichstages nicht widerlegen kann, so sehe ich mich veranlaßt, Euer pp. die nachfolgenden Darlegungen zuzustellen mit dem Ersuchen, davon den weitestgehenden Gebrauch zu machen.

Von Anfang an hat Deutschland den Standpunkt vertreten, daß der Konflikt zwischen Serbien und Oesterreich-Ungarn eine Angelegenheit sei, die nur die nächstbeteiligten beiden Staaten berühre. Diesen Standpunkt hat auch Sir Edward Grey später selbst anerkannt.

Deutschland mußte den englischen Konferenzvorschlag ablehnen, weil es nicht zulassen konnte, daß Oesterreich-Ungarn in einer Frage seiner nationalen Lebensinteressen, die nur Oesterreich-Ungarn selbst anging, einem Tribunal der Großmächte unterstellt würde. Aus dem deutschen Weißbuch geht hervor, daß auch Oesterreich-Ungarn den Konferenzvorschlag als unannehmbar bezeichnete. Durch seine Kriegserklärung an Serbien dokumentierte es seinen festen Willen, die serbische Frage ohne das Dazwischentreten der Mächte allein zu regeln.

Um zu verhindern, daß aus dieser Spannung eine europäische Konflagration sich entwickelte, mußte ein neuer Boden gesucht werden, auf dem eine Vermittlungsaktion der Mächte sich anbahnen konnte. Es war Deutschland, dem das Verdienst gebührt, diesen Boden zuerst betreten zu haben.

Staatssekretär von Jagow wies in seinem Gespräch mit dem britischen Botschafter am 27. Juli darauf hin, daß er in dem Wunsche Rußlands, mit Oesterreich-Ungarn **direkt zu verhandeln**, eine Entspannung der Lage und die beste Aussicht auf eine friedliche Lösung erblickte. Diesen Wunsch, durch den die englische Konferenzidee auch nach russischer Meinung vorläufig ausgeschaltet war, hat Deutschland von dem Tage, wo er geäußert wurde, mit aller Energie, die ihm zu Gebote stand, in Wien unterstützt. Kein Staat kann ehrlicher und energischer danach gestrebt haben, den Frieden der Welt zu erhalten, als Deutschland.

England selbst verzichtete nunmehr darauf, seine Konferenzidee weiter zu verfolgen und unterstützte auch seinerseits den Gedanken der direkten Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg.

Sollte Deutschlands Bemühen gelingen, so bedurfte es des guten Willens der nicht unmittelbar engagierten Mächte, es bedurfte aber auch des Stillhaltens der Hauptbeteiligten, denn wenn eine der beiden Mächte, zwischen denen vermittelt werden sollte, die im Gange befindliche Aktion durch militärische Maßnahmen störte, so war von vornherein klar, daß diese Aktion nie zum Ziele gelangen konnte.

Wie stand es nun mit dem guten Willen der Mächte?

Wie Frankreich sich verhielt, ergibt sich mit Deutlichkeit aus dem französischen Gelbbuche. Es ergibt sich daraus, daß Frankreich keinen einzigen positiven Schritt im Interesse des Friedens getan hat.

England war aber die erste Großmacht, die militärische Maßnahmen in großem Stile anordnete, und dadurch eine Stimmung insbesondere bei Rußland und Frankreich schuf, die allen Vermittelungsaktionen im höchsten Grade abträglich war. Es ergibt sich aus dem Berichte des französischen Geschäftsträgers in London vom 27. Juli (Gelbbuch Nr. 66), daß schon am 24. Juli der Befehlshaber der englischen Flotte diskret seine Maßnahmen für die Zusammenziehung der Flotte bei Portland getroffen hatte. Großbritannien hat also früher mobilisiert als selbst Serbien. Großbritannien hat sich ferner ebenso wie Frankreich geweigert, in Petersburg mäßigend und zügelnd einzuwirken. Auf die Meldungen des englischen Botschafters in Petersburg, aus denen ganz klar hervorging, daß nur eine Mahnung an Rußland, mit der Mobilisation einzuhalten, die Situation retten konnte, hat Sir E. Grey nichts getan, sondern die Dinge gehen lassen, wie sie gingen. Zu gleicher Zeit hat er aber geglaubt, daß es nützlich sein würde, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wenn auch in nicht ganz klarer Weise, doch deutlich genug darauf hinzuweisen, daß sich auch England an einem europäischen Kriege beteiligen könnte. Zu derselben Zeit also, wo England sich nach dem Fallenlassen seiner Konferenzidee den Anschein gab zu wünschen, daß sich Oesterreich-Ungarn auf Deutschlands Vermittlung hin nachgiebig zeigen sollte, weist Sir Edward Grey den österreichisch-ungarischen Botschafter in London auf die englische Flottenmobilisation hin (Blaubuch 48), gibt dem deutschen Botschafter zu verstehen, daß sich auch England an einem Kriege beteiligen könnte, und unterrichtet die Botschafter des Zweibundes sofort von dieser an die deutsche Adresse gerichteten Warnung, womit der Sieg der Kriegspartei in Petersburg besiegelt war.

Es war das gerade diejenige Haltung, die nach der sachverständigen Ansicht des englischen Botschafters Buchanan am ungeeignetsten war, eine gute Stimmung zwischen den Mächten hervorzurufen.

Unter diesen Schwierigkeiten wird man es als einen besonderen Erfolg betrachten dürfen, daß es Deutschland gelang, Oesterreich-Ungarn dem Wunsche Rußlands, in Sonderverhandlungen einzutreten, geneigt zu machen. Hätte Rußland, ohne seinerseits militärische Maßnahmen zu treffen, die Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn, das nur gegen Serbien mobilisiert hatte, im Gang gehalten, so hätte die volle Aussicht auf Erhaltung des Weltfriedens bestanden.

Statt dessen mobilisierte Rußland gegen Oesterreich-Ungarn, wobei Sasonoff sich völlig klar darüber war, daß damit alle direkten Verständigungen mit Oesterreich-Ungarn hinfielen. Das mühame Resultat der deutschen Vermittelungverhandlungen war damit mit einem Schlage erledigt.

Rußland selbst schien an der weiteren Vermittelnugstätigkeit Deutschlands in Wien, die bis zur letzten Stunde weiter geführt wurde, nichts mehr zu liegen. Es ordnete in der Nacht vom 30. zum 31. Juli die Mobilisation seiner gesamten Streitkräfte an, was die Mobilisation Deutschlands und dessen spätere Kriegserklärung zur Folge haben mußte.

Angesichts dieses Ganges der Ereignisse ist es nicht verständlich, wie ein verantwortlicher Staatsmann den Mut finden kann, zu behaupten, daß Deutschland, das sich der russischen Mobilisation, den militärischen Vorbereitungen Frankreichs und der Mobilisierung der englischen Flotte gegenüber fand, noch am 31. Juli durch die Annahme einer unter den erhobenen Waffen der Entente-Mächte abzuhaltenden Konferenz den Frieden hätte retten können. Es war nicht das bis zur letzten Stunde in Wien vermittelnde Deutschland, das die Idee der Vermittelung der vier Mächte unmöglich gemacht hat, es waren die militärischen Maßnahmen der Entente-Mächte, **die Friedensworte im Munde führten, während sie zum Kriege entschlossen waren.**

v. Bethmann Hollweg.

Luxemburgisches.

Cabasino Renda, der sympathische Kriegsberichterstatter des Giornale d'Italia, der uns so manches photographiegetreues Bild von dem Leben an und hinter der deutschen Front im Westen gezeichnet hat, ist, nachdem er in Rom eben erst in einem Ehrenhandel einen seiner Verleumder — Renda ist den Herrschaften zu deutsch-freundlich! — einen blutigen Denkzettel gegeben hat, auf seiner Rückkehr zum Kriegsschauplatz in Luxemburg eingetroffen. Was er da an ernst und heiter Stimmendem erlauscht und erlebt hat, legt er in einem fesselnden Briefe nieder, der einen prächtigen Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges liefert. Renda zeigt uns die Luxemburger, wie sie aus der Not nicht eine Tugend, sondern blinkendes Geld zu machen verstehen. Sie sind nach seinem Zeugnis schlauer als die Belgier und stehen sich bei den Händeln der andern ausgezeichnet.

Als am 2. August ein Brigadier der Luxemburger Gendarmen auf der Brücke nach Remich auf und abwandelte und einen deutschen General mit großem Gefolge ankommen sah, rief er ihnen entgegen: „Herr General, ich mache Sie respektvoll darauf aufmerksam, daß Sie sich auf Luxemburger Boden befinden." Worauf der General: „Ich weiß es, aber ich habe Befehle auszuführen." Der Gendarm grüßte und zog sich zurück. „Das ist die ganze Geschichte von der Verletzung von Luxemburg," meint Renda. Es war der General von Fuchs, der mit dem achten Armeekorps am Mittag des genannten Tages als erster deutscher Soldat den Fuß auf luxemburger Gebiet gesetzt hatte. Heute begegnen sich deutsche und luxemburger Soldaten ohne feindliche Gefühle. „Ob die Luxemburger mit dem gegenwärtigen Zustand der erzwungenen Neutralität zufrieden sind, ist schwer zu sagen." Im Deutschen gibt es ein Sprichwort: „In der Welt gibt es Gute, Böse und Luxemburger." Ich weiß nicht, ob diese Einreihung zwischen Gut und Böse zutrifft, aber sicherlich ist das Schauspiel ergötzlich. Die Okkupierten zeigen sich den Okkupierenden, man weiß nicht recht, ob von einer allzu kaufmännischen oder von einer patriotisch-rächenden Seite. Sie haben es sich vorgenommen, den Deutschen die Verletzung des Gebietes teuer zu stehen kommen lassen, und legen ihnen gesalzene Rechnungen vor. Mit der Unbefangenheit in der Miene, den Deutschen die Mühe des Umrechnens zu ersparen, haben sie die Franken in Mark umgewandelt. Was sonst zehn Franken kostet, kostet für die Deutschen zehn Mark, also ein Fünftel mehr. Den deutschen Behörden haben sie alles zur Verfügung gestellt. Auch öffentliche Gebäude für die Verwundeten. Betritt man einen Kaufladen, so wird man in tadellosem Deutsch bedient. Hat man aber bezahlt, so erhält man zum Abschied ein schneidendes „Bon jour, monsieur!" das besagen will: „Ich nehme Ihre Markstücke ganz gern, im übrigen aber bin ich für den Dreiverband." Durch das Land weht ein Friedenslüftchen, die Bewohner verhalten sich ruhig, als ob sie nicht unter einer fremden Okkupation stünden. Wenn man aber den Luxemburger auf Herz und Nieren prüfen wollte, um genau zu erfahren, auf welche Seite er sich pflichtgemäß zu schlagen habe, so käme man ernsthaft in Verlegenheit. Dies Land ist österreichisch und spanisch gewesen. Es bildete einen Teil von Frankreich. Dann war es preußisch und nahm bis 1866 am deutschen Bunde teil. Bis vor 25 Jahren gehörte es zu Holland. Und seine inneren Verhältnisse sind heute nicht weniger ungeklärt als seine Geschichte. Denn das Land ist unzweifelhaft deutsch, während sich der französische Einfluß besonders in den oberen Schichten bemerklich macht. Das Französisch ist die offizielle Sprache der Regierung, das Deutsch die offizielle Sprache der Kirche. Deutsch und Französisch wird in der Schule und in der Verwaltung gesprochen. Aber in diesem doppelsprachigen Land ist heute das Französisch offiziell abgeschafft. Das ist fast das einzige äußerlich sichtbare Zeichen der deutschen Okkupation. Renda schätzt die der luxemburger Regierung bisher von Deutschland gezahlte Entschädigung auf 15 Millionen. Dieser Betrag dürfte nach den jüngsten offiziellen Mitteilungen entschieden zu hoch gegriffen sein. „Man weiß, daß der Preis der Freiheit unschätzbar ist . . ."

„Und nach dem Kriege?" fragt er weiter. „Wenn man diese Frage hier vorlegt, sieht man gerunzelte Stirnen. Die Luxemburger fürchten nicht die Kriege, aber sie haben einen heiligen Schreck vor den Friedensschlüssen. Von einem Friedensschluß zum andern sehen sie ihr Land immer kleiner werden, wie eine Wachskerze, die von Hand zu Hand geht, dahinschwinden. Frankreich nahm sich im Pyrenäenfrieden den besten Teil, auf dem Wiener Kongreß schnitt sich Preußen einen fetten Bissen ab. Der Londoner Vertrag raubte dem Lande noch einige Federn, die ihm verblieben waren. Heute ist Luxemburg mit seinen 280 000 Bewohnern um ein Drittel seines früheren Umfangs kleiner geworden. Und man kann sagen, daß nur noch das Herz des alten Luxemburg erhalten geblieben ist." Diejenigen, die an einen Sieg des Dreiverbandes glauben, fürchten, die Sieger würden Luxemburg bestrafen für seinen geringen Widerstand gegenüber Deutschland. Andere glauben, das letztere würde es zum Anschluß an das Deutsche Reich zwingen. Schließlich widerlegt Renda die Legende von der Gefangenschaft der jugendlichen Großherzogin, die er in französischen Gebietsteilen stark verbreitet fand.

Schwedens Landheer und Marine.

Von Generalmajor z. D. v. **Gersdorff**.

Für Deutschland ist zurzeit Schwedens Neutralität nützlicher als eine Bundesgenossenschaft im Kriege. Deutschland begnügt sich mit der ausgesprochenen Sympathie des rassenverwandten Schwedens mit seiner gerechten Sache und weiß es, daß dieses Land niemals auf der Seite seiner Feinde zu finden sein wird.

„Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Und es könnte Schweden demnächst gezwungen werden, nicht nur seine Neutralität, sondern, was mehr bedeutet, sein Land verteidigen zu müssen und weiter das Land des angrenzenden Königreichs Norwegen. Denn Schweden kann nicht gleichgültig zuschauen, wenn das Moskowitertum seine Fänge bis zu der Westküste Norwegens ausstreckt. Unter diesen Umständen ist es nicht unwichtig, eine kurze Schau über die Land- und Seemacht Schwedens abzuhalten.

Das neue Wehrgesetz sollte 1913 durchgeführt sein und ist es beinah. Nach diesem Wehrgesetz besteht die Armee aus Volontären, aus denen die Kaders hervorgehen, und aus dem Kontingent, beide mit allgemeiner Wehrpflicht. Jeder diensttaugliche Schwede, und dies sind über 70% der Gesamtheit, ist zum Militärdienst verpflichtet und gehört dem 1. Aufgebot vom 21. bis 28. Lebensjahre an, vom 29. bis 32. Lebensjahre dem 2. Aufgebot und vom 33. bis 40. Lebensjahre dem Landsturm.

Die aktive Dienstezit und die Wiederholungsübungen sind kurz. Bei der Infanterie und dem Train insgesamt 240 Tage, hiervon für die Rekrutenschule 150 Tage und Wiederholungsübungen im zweiten, dritten und vierten Jahre von 30 Tagen. Bei den berittenen Waffen, der Feldartillerie und dem Genie währt die Rekrutenschule 280 Tage, dann Wiederholungsübungen im zweiten und dritten Jahre von je 42 Tagen. Es ist bekannt, daß die Majorität des schwedischen Volkes angesichts der Kriegsgefahr eine Verlängerung der Dienstzeit anstrebt und auch durchsetzen wird.

Die hohe Schulbildung der Schweden, ihre vortreffliche Körperlichkeit haben Schweden bisher die kurze, allerdings im Kriege noch nicht erprobte Dienstzeit gestattet. Zu erwähnen bleibt noch, daß es in Schweden bei einer Bevölkerung von 10 Millionen 2300 Schießvereine mit 150 000 Schützen gibt, die jährlich 15 Millionen Schuß abgeben. Im Kriege, der uns hier angeht, stellt Schweden 6 Armeedivisionen und eine Kavalleriedivision auf. Mindestens ist in erster Linie für die Feldarmee zu rechnen auf 72 Bataillone, 40 Eskadrons, 102 Feld- und 6 Positions-Batterien, 16 technische Kompagnien. Für die Linie bedarf es nur der Ergänzung von 5 Jahrgängen des 1. Aufgebots. Mithin stehen noch 3 Jahrgänge des 1. und 4 Jahrgänge des 2. Aufgebots für Depots und Reserveformationen zur Verfügung, die mit dem Landsturm geeignet sind, die Kriegsstärke der Linien-Armee zu verdreifachen.

Summa der Streitkräfte:

1. Linie nur 1. Aufgebot	128 000 Mann
Reserveformationen (Rest des 1. und des 2. Aufgebots) . .	130 000 Mann
Landsturm	150 000 Mann
zusammmen	408 000 Mann

Die schwedische Marine (Dienstzeit 300 Tage) zählt: 1 Linienschiff, 1 Panzerkreuzer, 12 Küstenpanzerschiffe, 4 Kanonenboote, 13 Torpedofahrzeuge, 31 Torpedoboote, 5 Unterseeboote und Spezialschiffe, 1 Minenschiff und im Bau mehrere Unterseeboote (1913) die zurzeit in Dienst gestellt sein werden.

30000 Mark für Liebesgaben.

Berlin, 25. Dezember. Die „Nordd. Allgem. Ztg." schreibt: Die bisherige segensreiche Tätigkeit der Sammelstellen für Liebesgaben in Deutschland hat trotz hochherziger Beihilfe aus dem ganzen Reiche nicht vermocht, alle im Felde stehenden Truppen genügend mit Gaben zu versehen. Besonders unter den **Reserven** und **Landwehrformationen** sowie unter dem **Landsturmbataillonen** befinden sich einige, die nur spärlich bedacht sind. Um hier einen erwünschten Ausgleich zu schaffen, hat das **Königlich Preußische Staatsministerium** gemeinsam mit den **Kaiserlichen Staatssekretären** eine **Weihnachtsgabe von 30000 Mark** zur Verfügung gestellt. Der Staatssekretär Dr. Solf hat bereitwilligst die Beschaffung und Verteilung der Sachen übernommen. Es sind mit Hilfe der Armee-Oberkommandos die betreffenden Teile festgestellt worden, die in Frage kommen, sowie die Beträge, die den einzelnen Truppenteilen zugewendet werden sollen. Die Liebesgaben, bei deren Lieferung auch die Zentralstelle der Arbeiterinnen und die Cäcilienhilfe beteiligt sind, werden in der nächsten Zeit an die Front gebracht werden, so daß sich unsere braven Truppen bald dieser Gaben erfreuen können.

Beförderung des Prinzen Max von Baden.

Karlsruhe, 25. Dezember. **Prinz Max von Baden**, der à la suite des Garde-Kürassier-Regiments und des badischen Leibdragoner-Regiments Nr. 20 steht, wurde vom **Kaiser** zum **General der Kavallerie** befördert. (B. T.)

Friede sei auf Erden!

Von **Ludwig Bauer**.

(Nachdruck verboten.)

Der Himmelsgruß, er erklang diesmal über einen Erdball, der jauchzenden Teufeln als Spielzeug zu dienen scheint, über zerstörte Menschen und zerfetzte Wohnstätten, über Brand, Blut und Leichen, und die holdselig erquickende Verheißung der Erlösung, sie schneidet wie Dämonenhohn in das zerrissene Gemüt. Der Widerspruch gellt so scharf in unserer Seele, daß es Freunden der Menschlichkeit fast unmöglich dünkt, irgendwo ein noch so winziges Stückchen Trost auszuspüren. Wie aber, wenn schon in unserem Trostbedürfnisse ein Fortschritt, eine Bejahung der menschlichen Gemeinschaft liegen würde? Wir alle haben uns äußerlich in den Krieg gefunden, die Macht der Wirklichkeit ist ja unwiderstehlich, doch innerlich sind die Menschen in der Front wie hinter ihr doch dieselben Friedensgeschöpfe geblieben, die sie waren. Die Erziehung von Jahrhunderten läßt sich eben bloß in Tatsachen, doch nicht im Gemüte austilgen. In der Vergangenheit war der Krieg das Selbstverständliche, der Frieden die Ausnahme; die Gegenwart hat das Verhältnis umgekehrt. Aber sicher sind wir zweibeinigen Erdbewohner niemals in all unseren Gedanken und Empfindungen dem Kriege ferner gewesen als im Jahre des größten, weitesten, schrecklichsten und blutigsten Krieges, den es je gegeben hat. Vergessen wir nicht, daß der eigentliche, echte Frieden von den Menschen erst langsam erobert wurde, daß er durch Verkehr, Sicherheit, Erfindungen und Fortschritt allmählich entstand. Noch vor ein paar Jahrhunderten war der sogenannte Frieden ein Zustand, der mit seinen Verwirrungen und Gefahren dem Menschen unseres Jahrhunderts einfach unmöglich geschienen wäre. Wer das Tor des befestigten Platzes verließ, der war schon etwas wie ein Abenteurer, überall stürzten sich Tod und Schrecken auf ihn, und das einsame Gehöft konnte täglich von Beutemachern und Räubern überfallen und eingeäschert werden. Auf dem Meere kreuzten die Piraten, die den Fischer erschlugen oder auf einem Sklavenmarkte verkauften. In der Stadt aber lauerten Parteiung, Bürgerkrieg, ein Erbstreit der großen Herren hieß Sengen und Plündern bei den Kleinen, und der wilde Jammer, der jetzt über die Erde seinen dampfenden, rauchschwarzen Mantel geworfen hat, er war das Gefühl, mit dem jedermann aufwuchs. Keinem von uns würde solch ein Leben erträglich und lebensmöglich scheinen, und unsere Ahnen ertrugen es auch nur, weil sie es nicht anders kannten. Der Frieden mit der Weltbürgerschaft der D-Züge, Ozeandampfer, Konsulate, Gesetze, er war die ungeheuerste und gewaltigste Leistung der Menschheit. Und jetzt noch ist außerhalb der Schußweite der Armeen ein Zustand von Sicherheit, Ordnung und gleichmäßiger Ruhe, den das Altertum und das Mittelalter nur ausnahmsweise gekannt haben mögen.

Eben deshalb war der Sprung in das Weltabenteuer so ungeheuer und unwahrscheinlich. Erinnern wir uns, wie war denn unser Gefühl, als der Krieg ausbrach? Nicht vom Vertrauen, vom Zorne, von dem Gefühlsaufschwunge der Völker sei gesprochen, sie wurden schon oft gefeiert, nein, von jenem sonderbaren Empfinden, das besonders die Frauen so oft aussprachen. Wir dachten uns: Krieg — das ist ja unmöglich! Wir wußten, daß man bestraft wird, wenn man eine Birne nimmt, einem unangenehmen Menschen einen Rippenstoß versetzt — und wenn einige Diplomaten ihre Koffer gepackt haben, soll man brennen und töten müssen? Kein Mißverständnis: daß der Krieg notwendig sei, daran zweifeln wir heute so wenig wie je, auch nicht daran, daß er so stark wie nur möglich geführt werden solle. Aber jene naive Empfindung bestand daneben auch, irgendwo halb im Unterbewußtsein, doch nicht minder stark und lebhaft. Diese Empfindung ist eben ein kultureller Besitz, den keine Kriegserklärungen und Batterien zerstören können. Wie stark das Gefühl hierfür in uns wohnt, läßt sich am besten daraus erkennen, wie alle Völker sich anstrengten, den Verdacht des Friedensbruchs auf den Gegner zu wälzen. Glaubt man, daß der Angriffskrieg, vor dem sich die Diplomaten in ihren Gelbbüchern entsetzt bekreuzigen, unsere Ahnen auch erschreckt hätte? Er schien ihnen vielmehr das Selbstverständliche, der Beutezug, die Plünderung, die Beraubung und Unterjochung des Schwächeren wurde jauchzend unternommen. Wir sind friedlicher geworden, nicht so sehr leider, daß der ewige Frieden die Völker glücklich vereinigt, aber genug friedlich, daß wir uns schämen, Krieg zu führen. Die dicken Notenbücher der Herren Grey und die Relationen der Herren Cambon und Iswolski, was sind die anderes als Versuche, die Verantwortung abwälzen zu wollen? Man darf ruhig behaupten, daß die Völker ausnahmslos friedlich waren, der ganze Sinn des neuzeitlichen Lebens ist ja auf Erwerb, Ueppigkeit und Gewinn gerichtet, auf Güter, die der Frieden erzeugt. Der Krieg ist also von diesem Standpunkte aus schon deshalb töricht, weil er ein schlechtes Geschäft ist. Die Riesenmaschine der modernen Zivilisation wird im ganzen beschädigt, wenn man einige ihrer Räder und Teilchen verbiegt oder zerbricht, und jeder Deutsche und Oesterreicher, der in diesem Kriege fällt, er war irgendwie ein Kunde seiner Feinde, er verbrauchte englische Webstoffe, russisches Getreide oder Petroleum, und diese Beziehungen sind so tausendfältig, daß die Vorstellung des Krieges, als von etwas Widernatürlichem und Unmöglichem, mitten im Kanonendonner eine unzerstörbare Selbstverständlichkeit bleibt. Bis zum Sommer dieses weithin in ferne Jahrhunderte wirkenden Jahres 1914 waren wir ja dem Weltbürgertum schon erstaunlich nahe gekommen, und ein trauriger Beweis dafür sind die überfüllten Konzentrationslager der „Zivil-Gefangenen". So vermengt waren die Völker, daß sie zu Hunderttausenden gegenseitig zueinander zogen, unablässig schleppten die Eisenbahnen neue Frachten an Menschen, Gütern, Ideen und Anregungen herbei, und ein Blick in das nun freilich veraltete Kursbuch mit dem letzten Sommerfahrplan erzählt uns die unerschütterliche Ueberzeugung, daß der Weltkrieg eine solche Entwickelung nur unterbrechen, jedoch nicht aufheben kann.

Niemals waren sich noch die Völker so nahe gekommen, körperlich wie geistig, und gerade die haßglühenden Kundgebungen ihrer geistigen Führer, die Streichungen berühmter Deutscher aus den Listen der französischen und englischen Akademien und Institute, sie liefern dafür das schmerzlichste Zeugnis. Der Ruhm, das Talent, die Wissenschaft kannten keine Landesgrenzen, und während Röntgen nicht mehr würdig ist, Mitglied des Institutes von Frankreich zu sein, plagen sich in den Lazaretten Frankreichs die Aerzte, den Sitz des Geschosses mit Röntgenstrahlen zu finden. Die armseligen Boulevard-Plauderer, die Capus, Donnay, Hermant, haben alle sich ihren Erfolg in Berlin und Wien bestätigen lassen, und ihre Entrüstungen gewinnen ja erst dadurch ihren Sinn, daß wir sie kennen. Und da sind Deutschland und Oesterreich-Ungarn freilich im Nachteil, denn sie haben auch den winzigsten Begabungen des Auslandes gastfrei ihre Tore geöffnet — wie sich jetzt herausstellt, um sich besser beschimpfen und verleumden zu lassen. Die Heere genügen nicht mehr, scheint es, zur Vernichtung des Gegners, und also mobilisiert man auch die Berühmtheiten, man vergißt an nichts, und so werden alle Erfahrungen eines fruchtbaren Friedens genützt, um den Krieg umfassender, gründlicher zu führen. Nicht bloß räumlich, wo er auf der Erde und unter der Erde, im Wasser und unter Wasser wie in der Luft geführt wird, nein, auch geistig vergißt man an nichts, besorgt denkt man nach, ob der Gegner sich nicht dort ein Päckchen Tee oder ein paar Dosen Butter verschaffen könnte, und da bei der Entwickelung unserer Erkenntnisse und bei den wirtschaftlichen Zusammenhängen alles irgendwie nützen und fördern kann, so ist eben die Zufuhr von allem verboten. Man kämpft mit Lügen, mit berühmten Namen, mit Hunger wie mit Bomben, und der Weltkrieg ist so etwas wie ein Kriegsextrakt, der bestrebt ist, in einigen Monaten alle Verwüstungen von Jahrzehnten zu pressen. Das bißchen Handarbeit, mit der einmal die Urahnen sich plagen mußten, das Rauben, Sengen, Plündern und Morden, das besorgt eine halbe Stunde Bombardement viel gründlicher; die Maschine zeigt ihre Ueberlegenheit, im Kriege nunmehr wie früher in einem Frieden, der uns zeitlich so ferne und gemütlich noch immer so nahe scheint.

Denn trotz seiner entsetzlichen Gegenwart hat der Krieg noch immer nicht aufgehört, unwirklich und unwahrscheinlich zu scheinen. Oh, wir können zerstören, besser als irgendeine Zeit es konnte, aber wir fühlen dabei sehr genau, daß solches nicht unsere Bestimmung auf diesem Planeten sein soll. Und in Gedanken sehen wir die zerstörten Städte schöner erneut, die zertrümmerten Dörfer blühender bevölkert, die Brücken wieder geschlagen, und auf den Schwellen, die wie zerrissene Eingeweide eines seltsamen Eisentieres aufgerissen quellen, werden bald wieder Menschen in ein reicheres und wieder arbeitsames Leben fahren. Wir sind dessen gewiß, mitten in den Schützengräben, in den künstlichen Sümpfen der niedergerissenen Deiche zweifeln wir nicht daran. Man mag in Millionen von Briefen sehen, es mögen nun Russen oder Deutsche, Engländer oder Oesterreicher sie geschrieben haben, irgendwie ist dieser unzerstörbare Glaube an den Frieden darin enthalten oder doch versteckt; nicht als Hoffnung, sondern als Gewißheit. Ungewiß bleibt nur, ob dieser Frieden auch dem Briefschreiber noch beschieden sein wird. Ja, es scheint fast ein Wunder in solchen Zetteln, die in Tod und Brand, im Knattern, Heulen und Pfauchen eines verschwenderisch ausgestreuten Mordes geschrieben werden, immer wieder zu sehen, wie der Friedensmensch hartnäckig und unsterblich weiterlebt. Da fragt einer an, ob der Junge auch brav in der Schule lerne und wie das Geschäft gehe und ob der Herd ausgebessert sei. Erkundigt sich nach Dingen, die so weit und ferne von der schaudervollen Tatsache eines Schlachtfeldes liegen. Ihm aber ist gerade das Schlachtfeld entfernt, seine Seele sitzt noch immer bei der Braut, der Frau, der Mutter, den Kindern. „Wenn ich auf Patrouille bin, denke ich immer, was ihr jetzt wohl macht. Da ist es mir, als ständet ihr ganz nahe vor mir, und müßtet hören, wenn ich euch rufe!" Einfache Worte eines einfachen Mannes, die ich gerade in einer Feldpostkarte lese. Irgendwie enthalten alle diese Karten solche Bekenntnisse, und sie sind wahre Triumphe des Friedens. Keiner wird dadurch gehindert, tapfer zu sein, sein Blut zu verströmen, sich auszuzeichnen, sein Vaterland zu retten, aber all dies wird doch erst geadelt durch die Bekundung des Friedens, der in ihm weiter lebt. Wie weit liegt der wahre kriegerische Geist von uns, jener Krieg um des Krieges willen, die Sucht nach Abenteuern und Beutemachen! Man könnte denken, daß Menschen, die immerzu vom Tode umgeben sind, solchen zarteren Regungen entfremdet sind, daß es ihnen sinnlos scheinen muß, an die Winzigkeiten des Heimes, der früheren Arbeit zu denken, wenn sie im Schützengraben liegen und im Schloßenwetter von Blei und Eisen vorwärtsstürmen. Aber es ist der Friede, immer der Friede, der sie im Kriege aufrecht hält, er gibt ihnen die Kraft. Der blutigste Krieg wird von den friedlichsten Menschen geführt.

Mag sein, daß solche Einsicht nur ein schwacher Trost sei. Aber es ist wahrhaftig augenblicklich kein besserer auf beiden Halbkugeln, zu Wasser und zu Land zu finden. Er bezeugt uns, daß in all dem Haß und Schlachten nichts von all dem verloren gehen kann, woran mühevoll so viele Geschlechter arbeiteten. Noch ist die Taube mit dem Oelzweige ferne, und sie wird uns wohl zwei Zweige bringen: vom Oelbaum und vom Lorbeer. Noch ist die Verheißung nicht erfüllt, die Erde kein Wohlgefallen Gott und den Menschen. Aber fassen wir dies fest, daß der Frieden, so viele Stürme um uns toben, so grimmig der Haß gegen uns und in uns treibt und kocht, dennoch nicht aufgehört hat, in uns zu wohnen. Der Krieg ist kein Herr, nur unser Diener, freilich ein grauenvoller. Auch jetzt noch ist der Frieden **in uns** — so muß es denn kommen, daß wieder Frieden auf Erden werde, erstritten, gesegneter dann, als je ein Frieden auf Erden war und alle Knospen blühen ließ.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191412271/fragment/page=0002
DFG

Deutschlands Weihnachten zur Kriegszeit!

Von einer Amerikanerin beschrieben.

Hamburg, im Dezember 1914.

Ich möchte mit meiner Feder ein Bild einer deutschen Stadt vor Weihnachten während des Krieges malen. Auf allen freien Plätzen stehen Tannenbäume, die grünen Tannen, die für mich immer ein Sinnbild Deutschlands sind. Dieselben Tannen, die für das Christfest symbolisch sind. Die ganze Stadt duftet von Waldluft und es gibt Bäume von allen Größen. Der kleinste, der doch eben so vollkommen ist mit seinen schönen Aesten und seiner Krone, kostet nur 50 Pfennig. — Also für 12½ Cents kann ein armes Kind einen Christbaum haben, und die armen Kinder werden auch alle ihre Bäume haben, auch wenn der Vater im Schützengraben liegt — im Lazarett verwundet, oder in Feindesland den Heldentod gefunden hat.

Ich lese in ausländischen Blättern von den Unruhen, von Hungersnot — von der Furcht, von der niedergedrückten und schaurigen Stimmung in Deutschland. Ich hörte in Amsterdam, wo ich vor kurzer Zeit war, wie ganz Deutschland in Trauer eingehüllt und zerschlagen sei. Ich hörte, wie die Lazarettwagen die Eisenbahnschienen mit Blut bespritzten und wie der Bahnhof, nachdem ein Lazarettzug gehalten hatte, eine Lache von Blut wäre. Ferner hörte ich in Amsterdam, daß 3000 Deutsche in Holland interniert wären, die ihre Gewehre weggeworfen hätten und mit den Händen in der Höhe über die Grenze gelaufen wären, weil sie Hunger hatten und nicht mehr kämpfen wollten. Ferner hörte ich in Holland von einer russischen Jüdin, wie sie in Bad Kissingen grausam behandelt wurde. Ja, man hört gar vieles. Aber, meine Landsleute, laßt mich Euch erzählen, was ich gesehen und miterlebt habe. Zuerst von der traurigen Stimmung. Ernst ist natürlich die Stimmung hier, wie es sich geziemt zu einer Zeit, wo Deutschlands Männer im Felde dem Tod ins Auge sehen. Aber trauernd und niedergedrückt — nein. Die Gesichter haben einen Ernst, eine Würde. Die Menschen zeigen eine Menschlichkeit und eine Einheit und jeder Standesunterschied ist verschwunden. Unter der Größe der Gegenwart sind die Menschen zu wirklichen Menschen geworden. Sie sitzen nicht und weinen und warten auf Nachrichten, sondern sie schaffen, jeder auf seine Art, jeder nach seiner Kraft. Alle arbeiten zusammen und tätige Menschen sind nie traurig. Ist der Gatte gefallen, so hat doch die Witwe noch immer ihr Vaterland und arbeitet für das Vaterland und für die anderen Helden, die es verteidigen. Ist der Sohn in Gefangenschaft, so hat die Mutter doch für andere junge Leute zu schaffen, mit der Hoffnung in ihrem Herzen, daß irgendwo ein Frauenherz sich mit Erbarmen ihres Jungen annimmt. Nein, man hat keine Zeit zu trauern. Dann die grausame Behandlung der russischen Jüdin. Sie bestand darin, daß in der ersten Zeit, nachdem ein verdächtiger Russe unter den Kurgästen entdeckt wurde, sämtliche Russen auf kurze Zeit festgehalten wurden und daß die Juden nicht sofort ihre rituelle Küche hatten. Die Welt steht in Brand und die Deutschen sind Barbaren, weil das nicht vorbedacht war! — Ich fragte die Dame, wo sie wohnte in ihrer grausamen Gefangenschaft. — „In einer Villa." — Wo sie schlief? „In einem Bett." Ich fragte weiter, wie lange diese grausame und ungerechte Gefangenschaft gedauert hätte? „Acht Tage." Weiter, ob sie dann mit Lebensgefahr entflohen wäre? „Nein, man hat mich fortgelassen." Und diese Frau wollte nach Amerika reisen. Ich habe sie sogar in einem Reisebureau kennen gelernt, wie sie einem holländischen Agenten von der Brutalität der Deutschen erzählte. Ich habe ihr von Herzen abgeredet, nach Amerika zu fahren. Ich sagte ihr, ich fühlte sicher, sie würde sich in Amerika nicht wohl fühlen. Denn meiner Kenntnis nach würde sie sogar für Geld in dem Waldorf-Astoria-Hotel nicht ihren Ansprüchen entsprechend wohnen können. Und als Kontrast möchte ich eine Tür aufmachen am Gänsemarkt in Hamburg, die in ein kleines Schuhgeschäft führt. Dort sitzt ein kleiner alter Mann und wie er hört, daß ich Ausländerin bin, fragte er, ob ich lieber französisch spreche. Ich war erstaunt, wie er mir sagte, er wäre ein Russe. Zwei Deutsche haben für ihn Bürgschaft übernommen und er arbeitet ruhig weiter. Kein Mensch belästigt ihn und sein Brot darf er nicht nur essen, sondern sich hier erwerben in Deutschlands größter Hafenstadt.

Als ich über die holländische Grenze fuhr, war ein junger bleicher Mann im Zug. Er trug an seinem Arm einen Trauerflor. Bei der Untersuchung der Pässe hörte ich, wie er dem Beamten sagte: „Mein Vater ist gestorben, ich muß fahren." Er saß mit mir vier Stunden im Kupee und das sind die einzigsten Worte, die er gesprochen hat. Ich dachte mir, entweder ist das ein tiefunglücklicher Mensch oder ein famoser Schauspieler. Den nächsten Tag in Amsterdam habe ich ihn wiedergesehen, oder seinen Doppelgänger mit einer phänomenalen Aehnlichkeit. nur war er nicht blaß. Er trug keine Trauer, er war nicht allein. Aber er trug eine englische Flagge und war mit einer sehr flotten und feschen Dame zusammen. Ein paar Tage später habe ich ihn wieder gesehen und diesmal schwieg er auch nicht. Ich saß in einem Restaurant mit einer älteren Holländerin und wir sprachen deutsch. Die Holländerin sprach noch schlechteres Deutsch als ich; auch muß ich hier erwähnen, daß ich meine amerikanische Fahne angesteckt hatte. Diesmal saß der junge Engländer mit vier anderen jungen Männern am Nebentisch. Plötzlich steht er auf, lehnt sich weit zu mir herüber und sagt: I hate the Germans and every one who speaks german. Ich erwiderte nichts, aber ich dachte mir, wie unendlich ich einen jungen Engländer verachtete, der, anstatt vor dem Feinde zu stehen, Damen beleidigte. Aber später verstand ich es. — Holland wimmelt von englischen und französischne Untertanen, die ihren Ländern den Heldendienst leisten, indem sie dem wackeren und liebenswürdigen holländischen Volk geistiges Gift anbieten. Es ist ein neues Ungeheuer. Eine Waffe, nicht vom Schmied geschaffen, aber eine riesige geistige Giftbombe und ein neuer und elender Beruf — nicht Spion — sondern Aufhetzer. Holland wimmelt von diesen Menschen. Holland und vielleicht andere neutrale Länder. Außerdem gab es täglich, auf der Straße herausgegeben, Extrablätter, vom englischen Konsulat in Rotterdam unterschrieben, die nicht nur amtliche Nachrichten brachten, sondern Nachrichten so verfaßt, daß sie das Volk in Fieber setzen. Gift, alles Gift für das holländische Volk. Ganz Holland kam mir vor wie eine zarte liebe Frau, die von einem brutalen Mann gequält und gepeinigt wird, so daß sie in einen höchst gefährlichen und hysterischen Zustand versetzt wird. Holland leidet seelisch unter dem Krieg. Holland leidet nicht nur seelisch, sondern geistig und körperlich, denn dort im neutralen Land ist die Hungersnot dicht vor der Tür, und dieses wäre nicht nötig, wenn freie Schiffahrt von neutralem Land zu neutralem Land durchgesetzt würde. Armes kleines Holland, wie tust du mir leid!

Und wie ich über die Deutschen, die sich aus Hunger ergeben hatten, weiter nachforschte, kam ich auf die Wahrheit, daß 50 deutsche Männer interniert waren, darunter waren 12 vom Roten Kreuz, die anderen waren bei der Verfolgung der Belgier und Engländer unvorsichtiger Weise über die Grenze geraten und mußten völkerrechtlich ihre Waffen niederlegen. Also anstatt 3000 Deutsche nur 38. Aber das Volk glaubt die Geschichten von den 3000 Deutschen und das Volk glaubt die Geschichten von den Barbareien, die ebenfalls verbreitet werden. Ebenfalls glaubt das Volk und vielleicht das Volk in anderen Ländern die Geschichte von den Lazarettzügen. Auf meiner Rückreise nach Deutschland mußte ich ein paar Stunden in Hamm warten und da wollte der Zufall, daß ein großer Lazarettzug seine Verwundeten dort ablieferte. Diese Ordnung, diese Sauberkeit, alles war vorbereitet, alles militärisch pünktlich und tadellos. Und Freund und Feind wurden mit gleicher Sorgfalt auf Tragbahren in den wartenden Autos sofort nach den ihnen bestimmten Lazaretten weggebracht. Alles war Ordnung, Ruhe und Geschwindigkeit. Nichts dem Zufall überlassen.

Und nun kommen wir zurück nach einer deutschen Stadt vor Weihnachten. Hamburg in duftender Tannenluft. Wo ist die Armut, wovon die ausländischen Blätter erzählen? Ich glaube, noch nie wurde für die Armen so gesorgt, wie während dieses Krieges in Deutschland. Alle, deren Ernährer in der Front sind oder deren Arbeit stilliegt, erhalten ihre Unterstützung. Für jede Frau, für jedes Kind, für alle Arbeitslosen, für jede Klasse ist Fürsorge getroffen und manchem Armen geht es jetzt besser als in Friedenszeiten. Auf den Straßen ist reges Leben. Der große Dom (Weihnachtsmesse) findet in diesem Jahr nicht statt, aber dafür sind kleinere Buden aufgeschlagen, wo die Kinder Gebäck und Weihnachtsschmuck für die Tannenbäume kaufen können. Man sieht sehr viele feldgraue Gestalten, manche in tadellos neuen Uniformen, andere mit dem ruhmvollen Stempel des Felddienstes — dem Eisernen Kreuz. — Andere junge Leute mit Blumen im Gewehr und an dem Helm, von jungen Mädchen begleitet. Junge Menschen, die eben im Begriff sind auszumarschieren, freudig lacht das junge Volk, jetzt kommen endlich auch sie zur Front. Vor den Fenstern der hellbeleuchteten Geschäfte drängen sich die Kinder. Strahlend erzählen die blühenden Kinder, was das Christkind bringen soll. Oper und Theater sind offen, Konzerte und Vorlesungen sind in vollem Schwung, nicht nur um dem Publikum und den verwundeten Soldaten eine Unterhaltung zu geben, sondern damit die Künstler nicht in Not sind. Von einem Alsterdampfer steigen eine Schar Schulkinder herunter. Jeder hat unter seinem Arm eine große Kiste „Feldpost", Weihnachtsliebesgaben für die Front. Jeder trägt seine eigenen Liebesgaben zur Post. Jeder will den Geliebten im Felde insofern selber bescheren, indem er das Paket selber hinbringt und es der Feldpost anvertraut.

Sorget euch nicht!

Seht, wie sie packen, seht, wie sie schnüren,
Seht, wie Millionen Hände sich rühren!
Wie die Lippen beben, die Wangen glüh'n,
Wie alle sich voll Begeist'rung müh'n!
Wie sie im Herzen die Sehnsucht tragen
Und fragen und immer wieder fragen:
Wie können wir unsere Krieger beglücken?
Wer wird ihnen diesmal den Tannenbaum schmücken?
Wo werden sie sein in der heiligen Nacht?
Auf einsamem Posten? Auf felsiger Wacht?
In den Schützengräben, von Gefahren umdroht? —
Sorget euch nicht! es hat keine Not.
Sie alle stehen in Gottes Hand,
Er schirmt eure Lieben in Feindesland. —
Doch die Weihnachtsspenden, die großen und kleinen,
Sie werden wie himmlische Boten erscheinen,
Und die Briefe und Karten, die tränenbetauten,
Sie werden zu heimatlich jubelnden Lauten,
Zu leuchtenden Bildern aus weiter Ferne,
Die grüßen und winken wie funkelnde Sterne.
Sorget euch nicht! Eure Liebe hält Wacht,
Für deutsche Helden — zur heiligen Nacht!

Das Grabmal von St. Mihiel.

Deutsche als Beschützer französischer Kunstwerke gegen die Franzosen: trotz aller Vorwürfe der fremden Presse über das Kunstbarbarentum der Deutschen steht dieser Fall nicht mehr vereinzelt da. Als ein neuer Beweis, sowohl für das Interesse, das deutsche Offiziere an Frankreichs Kunstdenkmälern nehmen, als auch für die skrupellose französische Kriegführung, die vor den eigenen Kunstschätzen durchaus nicht Halt macht, wo es gilt, wirkliche oder eingebildete Erfolge zu erzielen, darf der

Die Grablegung Christi. (St. Mihiel)
Skulptur des berühmten französischen Bildhauers Ligier-Richier. (geb. 1500)

nachfolgende Brief eines höheren deutschen Offiziers gelten, der mit seinem Stabe in St. Mihiel steht. Der Brief lautet:

„In St. Mihiel befindet sich, abgesehen von drei bis vier alten Häusern nur ein einziges Kunstwerk von wirklicher Bedeutung: die Grablegung von Ligier-Richier (um 1536) in der Kirche St. Etienne. Als ich den ersten Tag hier war und mich nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt erkundigte, sagte mir der Hotelier: „Il faut visiter le Sépulcre; c'est la curiosité de la ville." In der Kirche selbst erhält man ein Heftchen mit Abbildung, Beschreibung und historischen Notizen über das Werk. Man erfährt daraus, daß Ludwig XIV., der sich doch gewiß nicht leicht einen Wunsch versagte, auf die bereits angeordnete Ueberführung des Kunstwerks nach Paris verzichtete, um es den Transportgefahren nicht auszusetzen; daß zur Zeit der großen Revolution ein Konventsbeschluß es dem besonderen Schutz der Behörden empfahl. Das aber hat sich der Verfasser des — vor wenigen Jahren geschriebenen — Heftchens wohl nicht träumen lassen, daß im Jahre 1914 seine eigenen Landsleute die Kirche, die das Kunstwerk birgt, planmäßig und sinnlos beschießen würden.

Daß die Beschießung planmäßig war, geht daraus hervor, daß die kleine Kirche drei Treffer erhielt, von denen der eine dicht neben der Grablegung einschlug, die Häuser unmittelbar rund um die Kirche aber nicht weniger als 20 Schüsse. Die Beschießung fand mit schwerem Geschütz am 3. September und am 9. Oktober 1914 statt.

Und abgesehen von dieser Beschießung mit schwerem Geschütz ist in den sechs Wochen, die ich nun schon in St. Mihiel einquartiert bin, kein Tag vergangen, an dem nicht die Franzosen eine Reihe von Schüssen aus Feldgeschützen in die unmittelbare Nachbarschaft der Kirche abgegeben hätten. Hierfür steht außer meinem Zeugnis das meines ganzen Stabes zur Verfügung.

Dafür, daß die Beschießung sinnlos war, ist anzuführen, daß der Kirchturm niemals als Beobachtungsposten benutzt worden ist, noch auch benutzt werden konnte, da er sich kaum über die Höhe der Hausdächer erhebt und südlich wie nördlich von zwei stattlichen, im deutschen Besitz befindlichen Hügeln um das vielfache überhöht wird, die eine weite Fernsicht gewähren; daß niemals deutsche Artillerie näher als 500 Meter von der Kirche aufgestellt war, noch aufgestellt sein konnte, weil die Kirche rings von Häusern umgeben ist; daß das Stadtviertel um die Kirche von Anfang an ganz schwach mit Truppen belegt war und seit der ersten Beschießung so gut wie unbelegt ist, was den Franzosen, die in den ersten 14 Tagen nach der Besetzung von St. Mihiel sicher noch Verbindung mit den Einwohnern hatten, zweifellos bekannt war.

So behandeln die Franzosen ihre eigenen Kunstwerke.

Und was taten die deutschen Barbaren? Der Ortskommandant, Major v. ***, hat sofort dem Pfarrer von St. Etienne die Genehmigung erteilt, abweichend von dem Befehl, daß alle Gebäude in St. Mihiel bei Tag und Nacht unversperrt und zugänglich sein müßten, die Kirche versperrt zu halten.

Ich selbst habe nach der ersten Beschießung dem Pfarrer angeboten, durch Mannschaften meiner Abteilung unter Leitung eines meiner Reserve-Offiziere, der im bürgerlichen Leben Architekt ist, oder auch unter Leitung eines vom Pfarrer zu bestimmenden Fachmanns das Kunstwerk in einen schußsicheren Keller ju bringen; ein Angebot, das der Pfarrer nur deswegen nicht annahm, weil der Stein, aus dem die Gruppe gemeißelt ist, so empfindlich sei, daß bei der geringsten Erschütterung Teile abbröckeln würden.

Endlich hat nach der zweiten Beschießung, während deren die Sakristei durch einen Volltreffer vollständig zerstört wurde, Major v. *** dem Pfarrer Feldgendarmen und Arbeiter zur Verfügung gestellt, die den Schutt aufräumen, die unter dem Schutt begrabenen kirchlichen Geräte und Gewänder bergen und die Bresche in der eigentlichen Kirchenmauer durch einen Bretterverschlag abschließen mußten.

W. T. B.

Briefe vom Kriegsschauplatz in Polen.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

III.

Dienstag, den 8. Dezember.

In den Klippen.

Wir sind heute auf dem rechten Flügel der Division. Eine anstrengende, aber abermals lohnende Partie. Höhenreiches Gelände, manchmal im Stil einer südwestafrikanischen Klippenlandschaft! Denn die Höhen, die anfangs sanft und glatt ansteigen, sind völlig kahl und gehen dann in groteskes, reichlich verwittertes Felsgeklüft über. Unsere Front hat dort allerlei Ausbuchtungen, die durch das Gelände bedingt sind. In den Tälern wechseln Kiefernwald, Brache und Acker. Hier und da ist das Gesamtbild recht malerisch. Als Führer reitet diesmal neben Herrn Leutnant K. Herr Artilleriehauptmann F. vom Stabe mit uns. Wir sehen in der Front artilleristisch besonders Interessantes; ein besonders bemerkenswertes Schauspiel, die Beschießung feindlicher Schützengräben durch Feldartillerie, die sich in den Bergen eingenistet hat, entgeht mir allerdings, da ich müde der langen Kletterei bergauf und bergab den Marsch nicht ganz bis zu Ende mitmache. Nun, man kann ja nicht bei jeder Hochzeit zu Gast sein. Folgendes steht mir von den bunten Bildern, die der Tag gebracht hat, am deutlichsten vor Augen. Wir sind auf einer Höhe, auf der sich abermals eine schwere Haubitzbatterie eingegraben hat. Von ihr aus ist direkte Schußbeobachtung möglich; dafür ist sie selbst wiederholt ernsthaft beschossen worden. Unten im Tal, unmittelbar vor uns, liegt die Ruine eines Herrenhauses, die anmutige Parkanlagen umgeben. Dahinter liegen deutsche Schützengräben und hinter diesen als schwarze Streifen, die durch die Flur gehen, solche des Feindes. Als Abschluß ragt eine klippige Höhe, und neben ihr liegt ein Dorf. All' dies kann man von einem Schützengraben ein wenig unterhalb unserer Batterie aus gut übersehen, und das Ganze ist nicht ohne malerische Reize. Ebenso kann man das Panorama von der Batterie aus einsehen, wenn man den Kopf hinter den Klippen hervorstreckt.

Iwan und Jaukel.

Doch ist solche Schaulust nicht ungefährlich. Denn unsere Stellung ist, von dem feindlichen Artilleriefeuer ganz abgesehen, von den gegnerischen Klippen aus selbst für Gewehrfeuer noch erreichbar; dort aber liegen russische Scharfschützen, die für ganz besonders gefährlich gelten. Alle Beschießung durch Schrapnells hat sie nicht vertreiben können. Besonders gefürchtet sind zwei Schützen. Iwan und Jaukel, über deren Frechheit und Treffsicherheit wahre Legenden im Umlauf sind. Vielleicht ist ihre ganze Existenz eine Legende; indessen haben russische Gefangene ihre Namen in Umlauf gebracht, und so führt man eine Reihe in Anbetracht der Entfernung verblüffender Treffer, durch die Leute aus der Batterie außer Gefecht gesetzt worden sind, auf sie zurück. Merkwürdigerweise haben auch sie seit dem Schweigen der feindlichen Artillerie nichts mehr von sich hören lassen. Man neigt zu der Annahme, daß die Artilleriestellungen drüben und auch die Klippen vom Feinde geräumt sind; dennoch warnt man uns dringend, irgendeinen Zipfel von uns für die Klippen jenseits sichtbar werden zu lassen. Doch wir haben auf dem Wege zur Batterie in Rücksicht auf Iwan und Jaukel eine kleine Lichtung, über die man hinweg muß, auf Ersuchen unserer Führer bereits einzeln im Laufschritt passieren müssen. Es ist ganz glatt gegangen; die beiden Bösewichter haben sich nicht gemeldet, obgleich sie angeblich gerade diese Lichtung besonders an ihr Herz geschlossen haben sollten. So imponieren sie uns nicht, und so leisten wir uns in aller Gemütsruhe den verbotenen Blick ins Tal. Es bleibt auch alles friedlich. Zwischen den Schützengräben erkennt man einige Tote. Es sind Russen, die von dem letzten Vorstoß ihrer Landsleute her noch dort liegen.

Ist die gegnerische Stellung etwa verlassen? Daran glauben unsere Offiziere ebenso wenig, wie die in der Batterie. Der Schein trügt, und eine Patrouille, die man etwa jetzt vorschicken wollte, könnte ruhig ihr Testament machen. Zum Nachfühlen ist nachts Zeit, — wenn es dann noch nötig ist. Trotz der Schweigsamkeit drüben glaubt man auf unserer Seite nicht einmal an Munitionsmangel beim Gegner. Aber da ist er sicher noch.

In diese Erörterungen hinein kommt die Meldung von der Infanterie, daß der Feind nicht nur nach wie vor vorhanden sei, sondern sogar einen Vorstoß vorzubereiten scheine. In den Klippen sei eine ganze Menge Schützen; im übrigen sei auch das Dorf gegenüber, das schon wiederholt leergeschossen worden ist, wieder dick besetzt. Merkwürdig! Die Russen wissen doch, daß sie das Dorf nicht halten können! Der Batteriechef beschließt, in die Klippen eine Granate zu geben, und in das Dorf als Salve vier. „Hinterher können die Herren runter sehen, so viel sie wollen!" sagt ein Unteroffizier zu mir. „Wenn die Kerls erst Pulver bekommen, haben sie zu nichts mehr Lust! Dann trauen sie sich den Tag über nicht mehr hervor."

So wird denn losgefunkt. Die Schüsse sitzen; die Batterie ist eingeschossen. Der Schuß in die Klippen ruft die bekannte, in der Tat gewaltige Pinie von kohlschwarzem Qualm hervor. Die vier Granaten, die gleichzeitig in den Ort fahren, lassen dort ein eigentümliches Funkensprühen bei gleichzeitigem Aufsteigen des schwarzen Qualms überall zwischen den Strohdächern eintreten. Es ist ein unheimlicher Anblick, etwa so, als habe sich für das Nest und nur für dieses als Wahrzeichen drohenden Unheils der hellichte Tag für einige Sekunden in Nacht gewandelt und in Finsternis. Dazu dringt, wie das Geheul der Hölle, das fünffache Krachen der platzenden Geschosse herüber.

Es folgt eine Minute gespannter Erwartung. Wird der eiserne Gegengruß kommen? Wenn wir es nicht wüßten — ein Blick auf die Bäume ringsum mit ihren heruntergebrochenen Aesten und die Geschoßreste auf den dürren Nadeln des Waldbodens würden es uns verraten. Doch abermals bleibt es still drüben. Keine Bewegung ist zu sehen, kein Laut zu hören. Auch fällt kein Schuß von den Klippen her, obwohl wir während der Schüsse deutlich zu sehen sein mußten. Der Unteroffizier scheint Recht zu haben. Es scheint den Tatendrang unseres Gegenübers in der Tat zum Mindesten nicht zu beleben, wenn er „Pulver bekommt". Nun etwas Wirkung in Gestalt von Einschüchterung des Feindes kann man für sein Geld schließlich auch verlangen. Die fünf Schuß aus diesen Geschützen, die der Zufall in unserer Gegenwart verfeuern ließ, kosten dem Staat ein artiges Sümmchen.

Am Fuße des Abhangs, hinter den Schützengräben, liegt ein zugeschüttetes Kriegergrab. Zwei blutjunge Bürschchen ruhen darin; Kriegsfreiwillige. „Armin F., Photograph", meldet das schlichte Kreuz, und „Georg S." Die Russen haben in der Nacht den Schützengraben überfallen; bei der Verfolgung nach ihrer Abweisung haben die beiden wackeren jungen Soldaten ihr Leben gelassen. Landwehr hat die Toten dann gefunden und zurückgebracht. Die im Schützengraben erzählen, wie nette Kameraden F. und S. gewesen seien; aber das Leben fordert auch seine Rechte. So brodelt denn wenige Schritte vom Grabe ein Kessel mit Suppe über einem muntern Feuerchen; der Landwehrmann, der das ehrenvolle Amt des Kochs seines Zuges versieht, ist, wie ein Gespräch ergibt, ein Apothekergehilfe aus Halle; der Offizierdiensttuer aber, der den Kessel umschnuppert und zu wissen begehrt, wann endlich er etwas Warmes in den Leib bekommen werde, begrüßt uns gar als Kollege. Es ist ein Zeitungsverleger, ebenfalls aus dem Sächsischen.

Als Angriff — wie als Verteidigungswaffe sind auch Handgranaten vorhanden, wie sie im letzten Balkankriege und auch bereits im Kriege in der Mandschurei eine große Rolle gespielt haben. Die Handgranate ist eine Pionierwaffe, und ein Pionier führt uns denn auch den Gebrauch des sympathischen, nur etwa faustgroßen Satanskinds vor.

Spät nachmittags. Die andern haben, nachdem wir den ganzen Tag über bei kaltem Schmuddelwetter auf gräulichen Wegen und auch ohne solche bergauf und bergab gelaufen, noch eine Höhe erklommen, von der aus eine Feldbatterie feindliche Schützengräben anfunkt. Ich für meine Person habe das Gefühl gehabt, für heute meine Beine hinlänglich in Anspruch genommen, auch schießen genug gesehen zu haben; und die Russen melden sich ja doch nicht. Ich habe es also vorgezogen, mir die neue Höhe von unten anzusehen und bei einer Munitionskolonne zu rasten, die am Waldrande abkocht. Daneben ist eine Batterie von Gulaschkanonen aufgefahren, die für die Artillerie oben auf dem Berg und die Jäger, die in ihrer Nähe in den Gräben liegen, abkocht. Deputationen kommen zum Nahrungsmittelempfang; Leute, die kürzlich abgelöst worden sind, kommen aus ihren Unterständen herzu, und bald ist Wallensteins ganzes Lager um mich versammelt. Ob ich Feldpostkarten mitnehmen könnte, um sie in Schlesien drüben aufzugeben? Denn von dort aus ginge es schneller damit als hier. Selbstverständlich! „Hurra!" schreit einer, „übermorgen hat meine Olle Geburtstag! Det trifft sich ja jroßartig!" Alles schreibt; immer neue Leute kommen mit Karten gelaufen, und bald sehen meine Taschen aus, wie die Briefkästen zu Silvester. Dann wird Schauri gehalten. Hauptfrage: Wird der Krieg noch lange dauern? „Ick habe immer in die Zeitungen jelesen, det heut zutage een Krieg höchstens drei Monate dauern kann, wegen die Pleiten! Und nu sind es schon fünfe und keen Ende nich' ist abzusehen und nich' mal Rußland ist pleite! Was die Zeitungen so zusammenschreiben!" philosophiert der Berliner von vorhin. Alle möchten brennend gern erst wieder zu Hause sein, doch — und das ist rührend, — nicht einer versäumt, zu betonen: „Aber nicht ehe der Feind so fest eins auf den Kasten bekommen hat, daß er das Wiederkomen vergißt!" Es hat gewaltig viel gesunden Sinn unter den Leuten. „Wir wollen nicht in zwei Jahren schon wieder ausrücken. Und dazu kommt es bestimmt, wenn zu früh Frieden gemacht wird." So ein Gefreiter von den Jägern, Reservist und Familienvater. Alle nicken Zustimmung. In allen dieselbe Stimmung, wie gestern im „Kasino", auch in punkto Engländerhaß. „Die Russen sind Lumpen! Die Franzosen haben halt so mitgemußt. Der Engländer ist der Feind!" Den größten Kummer macht den Leuten das Ungeziefer. Das Kapitel ist unerschöpflich. Besonders das — es hilft nichts, man muß den Punkt berühren, — von den Läusen im Stroh der Schützengräben. „Es ist wie mit den Russen!" meint ein Witzbold. „Je mehr davon man Abends sich absucht, desto mehr sind am andern Morgen da!" „Die Läuse" sind ihr bester Verbündeter" grollt ein anderer. Einer macht einen Vorschlag. „Die Leute zu Hause schicken alles Mögliche als Liebesgaben. Warum schicken sie kein Insektenpulver? Das brauchen wir am Allernötigsten. Insektenpulver ist und bleibt das einzig Wahre!" — Bei der Rückkehr unserer Gesellschaft herrscht unter ihr allgemeine Aufregung. Die Batterie, deren Kanonen während unserer Unterhaltung donnerten, hat großartig geschossen. Jeder Schuß hat gesessen. Der Artilleriehauptmann ist ganz ernst. „Es muß grauenvoll sein, solches Feuer zu bekommen, wie die drüben vorhin. Immer mitten hinein in den Graben!" Schade, daß ich nicht doch mit hinaufgegangen bin. Aber die Unterhaltung bei meiner Kolonne mit ihren Einblicken in die Gedankenwelt des Feldsoldaten hätte ich doch auch nicht missen mögen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191412271/fragment/page=0003
DFG

Uebrigens haben sich die Russen selbstverständlich wieder nicht gemeldet. Sie spielen den Scheintoten.

Nach der Heimkehr ins Quartier folge ich einer Einladung unseres liebenswürdigen Artilleriehauptmanns in dessen Kriegerheim. Dort gibt es ein lukullisches Abendbrot: der Herr Stabsarzt selbst hat den Koch gespielt, namentlich in Süßspeisen geradezu Geniales geleistet. Doch auch der Fischgang ist bemerkenswert: Aal in Gelee und Aal in Senfsauce gemischt. Allerdings beruht, wie der Herr Doktor bescheiden zugesteht, diese Erfindung weniger auf einem Geistesblitz, als auf einer Verwechslung von Konservenbüchsen. Es gilt, einen Doppelgeburtstag zu feiern: der Adjutant der Abteilung, die der Hauptmann führt, und ein befreundeter Oberleutnant, der aus diesem Anlaß seit drei Wochen seinen Schützengraben zum ersten Male verlassen hat, feiern ihr Wiegenfest. Der Oberleutnant hat eine Trophäe mitgebracht, wie sie wenig Lebende besitzen werden: seine Mütze, durch die eine Schrapnellkugel hindurch gegangen ist, ohne ihren Träger zu verletzen. Derselbe Schuß hat einen andern Offizier neben ihm schwer verletzt. Das war erst vor wenigen Tagen! Vor dem andern Herrn stehen die Bilder seiner drei einzelnen Kinderchen: seine Geburtstage aus der Heimat. Abermals: Heimat, süße Heimat! Man kann sich denken, daß es bei aller Heiterkeit in der kleinen Offiziersgesellschaft an gehaltenem, nachdenklichem Ernst nicht fehlt.

Während des Abendbrots wird es draußen lebendig. Am südlichen Horizont wetterleuchtet es, aber nicht wie am Abend heißer Sommertage. Blitzartige Reflexe entgegengesetzter Richtung zucken dort auf, und folgen sich immer schneller und schneller. Gleichzeitig grollt ferner Kanonendonner durch die Nacht. Auf dem rechten Flügel der Division, von dem wir soeben in stundenlanger Fahrt zurückgekehrt sind, ist ein Gefecht im Gange. Bald hören wir Näheres; die Division hat Meldung. Danach sind die Scheintoten in der Tat wieder lebendig geworden. Die Russen haben angegriffen und böllern darauf los, was das Zeug hält. Von ihrer angeblichen Neigung, unter allen Umständen mit ihrer Munition so sparsam als möglich umzugehen, ist nichts zu merken. Was das Merkwürdigste ist: sie haben sogar schweres Geschütz, was in diesem Teil der Front eine völlige Ueberraschung ist. Der Angriff von heute abend zeigt, wie verfehlt es wäre, auf das zeitweilige Schweigen der Russen hin sie für unbedingt arm an Munition und deshalb in ihrer Kampffähigkeit beeinträchtigt zu halten. Immerhin: weshalb haben sie sich eigentlich in den letzten Tagen tot gestellt!

Brief eines deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

Vernon, 16. November 1914.

b Heute ist es mir vergönnt, nach Hause schreiben zu dürfen. Das ist ein Feiertag für mich. Ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß ich am 21. Oktober durch die Bemerkung „wahrscheinlich Rückgrat" in dem Briefe, den ich Dir schreiben ließ, Dich sehr beunruhigt habe, und bitte deshalb herzlich um Entschuldigung. Aber ich fühlte, als ich den Schuß erhielt, zuerst und ausschließlich so heftige Schmerzen im Rücken, daß ich glaubte, es wäre verletzt und ich würde sterben müssen. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß eine Bleikugel zwischen rechter Schulter und Brust eingedrungen und links neben dem Rückgrat stecken geblieben ist, wahrscheinlich infolge des Druckes des Tornisters. Meine deutschen Kameraden brachten mich im nächsten Bauernhause unter. Am nächsten Tage schlug ein Artilleriegeschoß ins Zimmer, riß den Fenstervorhang mit der Stange über mich hin und bedeckte mit mit Glassplittern und Schmutz. Vier Kameraden, die zum Schutz der Verwundeten zurückgeblieben waren, fanden das Geschoß rechts neben meinem Kopfe auf dem Kissen liegen. Sie trugen mich nun in den Keller zu den anderen Verwundeten, die noch lebten. Am Freitag kamen noch deutsche Verwundete dahin. Am Sonnabend gerieten wir in französische Gefangenschaft. Wer laufen konnte, mußte mit fort, darunter der Sohn des Fabrikbesitzers Pfeffer aus Gotha, der uns mit pflegte. In dem Keller gab es viel süße, saure und dicke Milch, Brot und Butter. Sechs Mann, die nicht laufen konnten, darunter Lehrer Loeffler, mußten zurückbleiben. Während der ganzen Zeit Tag und Nacht heftiges Feuer von Infanterie und Artillerie, natürlich mit Unterbrechungen. Am Sonntag wurde das Kellerfenster zerstört. Ein Fensterladen mit Rahmen flog über mich hinweg und verletzte mich ein wenig an der rechten Hand. Am Montag flog ein Stück eines Artilleriegeschosses durch das Kellerfenster und mir gegen den Kopf, und zwar an den linken Kinnbacken. Nun glaubte ich bestimmt, daß Gott mich rufen würde. Ich hustete schwarzrotes Blut und befand mich in fürchterlicher Verfassung. Aber auch diese Verletzung war nicht so schlimm, als ich und die 5 Kameraden annahmen. Am Abend des 26. kamen die Franzosen, um uns zu holen. Es war aber erst am Mittwoch früh möglich, uns auf Tragbahren zum nächsten Verbandsplatz zu bringen. Schon im Keller haben mich die französischen Soldaten mit einer Sorgfalt gepflegt, als ob sie deutsche Kameraden waren. Das geschah auch auf den Verbandsplätzen. Heute ist die Brustwunde zugeheilt, am Rückgrat klebt ein kleiner Verband, und das Gesicht ist auch wieder einigermaßen gerade. Pfeifen kann ich zwar noch nicht, und wenn ich die Suppe blasen will, muß ich den Kopf schief halten. Hinter dem Kinnbacken geht ein Loch in den Schlund. Ich hoffe aber, daß auch diese Wunde bei regelmäßiger Behandlung bald geheilt sein wird. Während ich in den ersten zehn Tagen meiner Gefangennahme nur Fleischbrühe und Tee mit einem Schlauch genießen konnte, kann ich jetzt wieder Suppe, Brot und sogar Fleisch essen. Es dauert allerdings immer sehr lange.

Nun genug von mir. Durch die segensreiche Einrichtung des Roten Kreuzes ist es möglich, daß wir von daheim Briefe und Pakete bekommen. So möchte ich Dich bitten, mir bald zu schreiben, wie es Dir, unseren Müttern, Geschwistern, Verwandten und Bekannten geht. Ich habe nichts mehr gehört, seit ich Dir in Arnstadt „Lebewohl" sagte.

Von Krieg und Politik darfst Du nichts schreiben, sonst wird der Brief nicht befördert. Es kommen hier fast täglich Briefe und Pakete an. Ich werde wohl nicht bald wieder schreiben dürfen, aber ich freue mich über jede Zeile. Sollte ich bald geheilt sein und von hier fortgebracht, werden die Sachen nachgeschickt.

Kriegsallerlei.

Ein Intermezzo im Schützengraben

erzählt ein Feldpostbrief: Unsere Infanterie liegt nachts schlummernd im Schützengraben. Auf einmal werden wir durch einen Strahl kaltes Wasser geweckt. Fluchend und schimpfend forschen wir nach der Ursache der Störung und siehe da, vor uns steht ein Turko und wimmert kläglich: „Pardon, Messieurs!" Der schwarze Kerl hatte sich nämlich beim Wasserholen verirrt und war mit seinem Wassereimer in den deutschen Schützengraben gestürzt. Na, die Dresche, die der Kerl erwischt hat! Aber schließlich war er ganz froh, daß er uns als Gefangener in die Hände gefallen war.

Ein Berliner Münchhausen.

Zu den deutschen Kriegszeitungen, die jetzt auf französischem Boden erscheinen, ist nun auch eine getreten, die in Lille herausgegeben wird und gar noch Beilagen enthält. Sie bringt Aufsätze, Gedichte, Schilderungen und lustige Geschichten. Als Probe des guten Humors, den sich unsere Feldgrauen im feindlichen Lande bewahrt haben, sei im folgenden eine kleine Schnurre wiedergegeben. Es hörte sie einer, der an Schützengräben vorüberkam, in denen Bayern, Märker und Sachsen lagen. Die sprachen nämlich so:

„Also wie ik dir sage: For uns Balina da jibt et keene Bange nich. Also ik raus aus mein Schützenloch. Janz allene. Et is ne kohlfinstere Nacht. Mensch, so ne kohlfinstere Nacht jibt es jar nich. Aber ik immer janz fidel vorwärts aufm Bauche. Zweehundert Meter. Keen Aas von Franzose sieht man. Ik rutsche und rutsche. Uff eenmal tunk ik mit det Jesichte in en Loch. Wat denkste, wat sagste: der feindliche Schitzenjraben. Und nischt riehrt sich. Die Kerls liegen da und schnarchen. Und ik sage dir, Mensch, bei meine Miedigkeit, wie ik die Kerls da so schnarchen höre, da wirkt det so eklig inschläfernd uf mir, det ik mir sage: dotschlagn dhust du ihnen hernach. Und ik lasse die Reese uffs Jewehrschloß fallen und schlafe inn. Uff eenmal juckt sich der eene Franzose im Schlafe und stößt mich an. „Vielleicht lassen Sie das!" sag ik, und da hau ik ihm eene runter . . . Und von det Jeräusch da wach ik uff."

„Und die Backpfeife. Die hattste dem Franzosen im Schlafe jejeben?"

„Oller Dusel. Mir hatte die janze Schose doch bloß jedräumt."

„Da haste eene, die de dir nich jedräumt hast."

„Mensch, biste varickt?" . . .

Ein Halberstädter Junge an den deutschen Kronprinzen.

Während der Weihnachtszeit ist jeder deutsche Kämpfer mit seiner Heimat doppelt eng verbunden. Außer den Weihnachtszügen, welche für die einzelnen Armeen schon in den einzelnen Sammelorten der Heimat zusammengestellt werden, brachte auch die Feldpost jetzt viele Tausende Weihnachtspakete zu den Truppen. Es ist selbstverständlich, daß nicht nur an einzelne Truppenteile und Offiziere, sondern auch an die Heerführer reizende Weihnachtspakete gelangen, die für die Truppen des Armeekommandanten bestimmt sind. Oft begleiteten liebe Verse die gute Gabe. Und die trefflichsten Dichter zeitigt dabei das junge Deutschland, das noch die Schulbank drückt. Einer der nettesten poetischen Begleitbriefe traf an den deutschen Kronprinzen ein, und wir sind in der Lage, ihn hier wiederzugeben:

Lieber Herr Kronprinz!

In der Zeitung hab' ich es selbst gelesen,
Es sei bisher immer zu knapp gewesen,
Was Euch für die Mühen im Feindesland,
Den Lieben da draußen, die Heimat gesandt.
Und da nun bald wird Weihnachten kommen,
Hab' ich mir ergebenst die Freiheit genommen
Und sende den Truppen in Kampf und Streit
Für die kalte Kälte 'ne Kleinigkeit.
Wir wohnen hier nämlich dichte beim Brocken,
Da schätzt man Pulswärmer, Strümpfe und Socken,
Zigarren und Tabak legt' ich dazu,
Das gibt frischen Mut, neue Seelenruh'.
Ein kleiner Trost in den kühleren Tagen
Für jene, die sich so siegreich geschlagen,
Damit bald die neu'ste Depesche hieß:
Hurra Germania! Deutsch ist Paris!
Gern zög' ich gegen die bösen Franzosen,
Doch trag' ich leider noch kurze Hosen,
Und statt in den Kampf ruft täglich die Pflicht
Mich früh in die Schule zum Unterricht.
Als Junge, als ganz echter Halberstädter,
Herr Kronprinz, gelingt mir's vielleicht auch später,
Wenn's wieder mal klappt, daß der Feind zu kühn
Mit Ihnen hinein nach Frankreich zu zieh'n.
Verzeih'n Sie, wenn ich mich selbst an Sie wende
Und dies Paket für die Ihrigen sende
Als Dank für manch gelungenen Streich.
Ein Hoch Hohenzollern! Erich Oestreich.

Familien-Nachrichten

Statt Karten.

MARGARETE BRAUER
KARL DIETRICH
Verlobte. h7848

Halle a/S., Weihnachten 1914.

Am Weihnachts-Heiligenabend ist mein lieber Mann, unser treusorgender Vater, Schwieger- und Grossvater

Herr Paul Wipplinger

Veteran von 1866, 1870/71

im 74. Lebensjahre zur ewigen Ruhe eingegangen.

Halle a. S., den 26. Dezember 1914.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Die Einäscherung erfolgt Montag nachmittag 3 Uhr in Leipzig.
Kranzspenden dankend abgelehnt.

Am 24. Dezember, früh 9 Uhr verschied plötzlich und unerwartet mein innigstgeliebter Mann und treusorgender Vater, unser guter Sohn, Bruder, Schwiegersohn und Schwager, der **Fleischer**

Eduard gen. Paul Schenk

im 46. Lebensjahre. — Dies zeigen tiefbetrübt an

Ww. Anna Schenk geb. Kittelmann.
Frida Schenk.

Die Beerdigung findet Sonntag den 27. ds. Mts., mittags 1 Uhr v. d. Kapelle des Nordfriedhofes aus statt.

Am 1. Feiertag abends 7 Uhr starb nach kurzem, schwerem Leiden, jedoch plötzlich und unerwartet, mein lieber Mann, unser herzenguter Vater, Schwieger- und Großvater, der Steinsetzer

Karl Vogel

im 70. Lebensjahre.

Dies zeigen an in tiefem Schmerz
Witwe **Auguste Vogel** geb. Herrmann.
Familie **Vogel**.
Familie **Haubold**.

Mein seit Jahren allseitig bekannter

Inventur-Ausverkauf

beginnt morgen!

Es sind ausgelegt:

Winter- und Sommer-Kleiderstoffe

in Wolle und Halbwolle. — Waschstoffe. — **Seidenstoffe** in schwarz und farbig, glatt und gemustert. **Schwarze Kleiderstoffe.**

Damen-Konfektion für Winter und Sommer.

Jacketts, Paletots, Mäntel, Modellkleider, Jackenkostüme, Kleiderröcke, Blusen in Wolle und Seide, Waschblusen, Unterröcke, Morgenröcke. — **Pelzwaren:** Muffe und Boas.

Knaben- u. Mädchen- u. Backfisch-Garderobe

für Winter und Sommer.

Leinenwaren und Wäsche:

Handtücher, Wischtücher, Tischtücher, Servietten, Gedecke, Inletts, Damaste, Bezüge, Laken, Hemden, Nachtjacken, Beinkleider, Louisiana-Tuch etc. — **Tuche** und **Buckskins** für Herren- und Knaben-Anzüge.

Teppiche, Gardinen, Stores, Möbelstoffe,

Portieren, Läuferstoffe, Tisch-, Stepp-, Reise- und wollene Decken, Felle, Kissen etc.

Bei dieser **nur einmal im Jahre** stattfindenden und auf die reellste Art und Weise geführten Veranstaltung hoffe ich auch diesmal, daß die mich Beehrenden beim Kauf von **guten Waren zu auffallend billigen Preisen** recht befriedigt werden.

Bruno Freytag

Halle a. S., Leipzigerstraße 100.

Da in den Nachmittagsstunden der Andrang erfahrungsgemäß sehr stark ist, bitte zum Einkauf möglichst die Vormittagsstunden zu wählen.

Proben werden nicht abgeschnitten. — Umtausch ist hierbei nicht gestattet. — Aenderungen werden berechnet. — Preise netto gegen Barzahlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191412271/fragment/page=0004